

Am See

Autor(en): **Masins, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **50 (1946-1947)**

Heft 16

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670311>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zum Seebereich. Ganz anders der Osten, der von der jenseitigen, bernischen Landschaft sein Gesicht bekommen hat. Wohl wartet auch hier ein Landungssteg, unweit vom einfachen, graublauen Rousseaudenkmal, worauf nichts steht als dessen Name, die Jahrzahl 1765 und die Worte „séjourne ici“, (hält sich hier auf). Also immer noch? Gewiß, die unvergleichliche Stille und Schönheit der Insel, worauf jener Flüchtling so glücklich gewesen (wenn auch nur kurze Zeit), warum sollte sie nicht die ewige Ruhestätte von Rousseau's Geist, dem großen Liebhaber und Ränder der Natur, sein dürfen? —

Ganz nahe scheint von hier das jenseitige grüne Ufer, selten ragt ein Dach hervor; der See gleicht einem Bach, ist aber von wundervoller Bläue, über welche dunkelrote Motorboote huschen. Ein Pfad führt mich in sommerlicher Nachmittags- hitze durch reiche, üppige Wiesen, in denen die weißen Margriten und Kugeln des Löwenzahns schimmern und mit dem Grün des fetten Grases und dem Blau des nahen Sees einen herrlichen Dreiklang singen.

Zu meiner Linken steigt die Wiese zum länglichen Grat an, der die Insel durchzieht. Hier, dem höchsten Punkt, ist die Insel mit alten hohen Bäumen bewachsen. Ich kann aber gut das Rauschen des Waldes bis zu mir herunter deutlich vernehmen, und es klingt so stark, so gut und echt, wie damals, vor 26 Jahren! Ich verlasse das Wiesen- und Feldergebiet und trete in den schattigen Buchenwald ein, bin bald an der Nord- dann an der Westseite, schaue gegen die jenseitigen

bewegten Jurahöhen, gelange zu einem Boot- anlege- und Badeplatz, von wo aus das Ufer von Ligerz, die Weinberge und der breitere See mir offen sind. Welche Ruhe, seit Stunden weiß ich nichts von Autogehupe, Benzingeruch, Staub- wolken und Verkehrsgefahr.

Wie ein Robinson komme ich mir vor, glücklich und verzaubert.

Ein Gewitter zieht sich zusammen. Vor dem Landungsplatz warten viele Menschen. Eine Mäd- chenschar vertreibt sich die Zeit mit Singen. Ein- fache, liebe alte Volksweisen erklingen. Ich kann nicht anders, ich muß mit einstimmen:

„Unser Leben gleicht der Reise
Eines Wandrers in der Nacht...“

Unterdessen hüllt sich die Sonne in gelbe Schleier, stärker bläst der Wind, und die Wellen rollen hoch und drohend heran. Das Motorboot findet nur mit Mühe den Steg. Donner grollt, es beginnt zu regnen. So harmlos der See bei gutem Wetter ist, so zornig kann er trotz seiner bescheidenen Größe werden. Bald bin ich in Ligerz am sichern Port, der Sturm beugt die hohen buschigen Bäume der Petersinsel, als ob er sie alle zu Boden drücken wollte. Aber sie beugen sich, stehen immer wieder auf, bieten ihm Trost, dauern länger als er... Wie ein großer gestran- deter Wald liegt die Insel nun da, dunkel und unheimlich. Die schönen Bilder vom Tage jedoch haben sich mir zu tiefst eingepägt. Kleiner, lieber Bielersee, du bist zur heimeligen Wohnstube lie- ber Erinnerungen geworden!

AM SEE

Es bricht der Frühling aus allen Hecken und Winkeln unaufhaltsam hervor. Der Himmel schallt von Lerchenchören; aus dem Acker steigt der alte Erdatem heilend, nährend, verjüngend, und am Wasser sprießt und keimt es allerorten. Den umgestürzten Weidenstämmen, die dort schon jahrelang in den See hängen, fährt es durchs morsche Mark, und sie treiben neue Rei- ser, und aus den saftstrotzenden Ruten zupft die Sonne lange Blütenstäbchen. Auch das Köhricht steckt seine Fahnen auf; die Erdgänge und Ufer-

höhlen — der Winter hatte sie alle vermauert — kleiden ihre Schwellen mit Moos, und manche grüne Ranke kriecht herbei. Wenn der Himmel sich einmal verdunkelt, dann sprühen Frühlings- regen. Aber die Lerchen singen unverdrossen wei- ter; die Sonne blizt in die Tropfen, die lustige Blasen auf den See werfen; die Frösche knarren behaglich; denn sie wissen nicht, daß mit den Sommerlüften auch der Storch gekommen ist, der alte Sumpfkönig aus Aegyptenland. Alles liegt in Duft, still und erwartend; ein ahnungsvoller,

fast wehmütiger Hauch weht über der Erde. Wie schön stimmt zu diesem träumerischen Frieden dort das stille Dorf und hier vorn, wo das Erlengebüsch schon dichter schimmert, die alte strohgedeckte Fischhütte! Sie ist malerisch mit Netzen staffiert, und aus dem Schornstein spinnt ein dünner Rauchfaden hinauf. Der Kahn liegt im Rohre versteckt; der alte Irin sitzt auf der Schwelle und bessert Netzen, indes er dem Enkel von der Nixe und ihren Tücken erzählt. Aber der hat die Augen auf dem See, und bald hat auch der Alte seine Mår vergessen; denn hoch über dem See schwingt sich in großen Kreisen der Wanderfalte. Jetzt hängt er regungslos mit ausgespannten Flügeln in der Höhe, wie angenagelt; aber plötzlich schießt er steilrecht herab. Es gilt einer Ente. Im Nu ist sie verschwunden, und der Falke umkreist reißenden Flugs die Fläche. Nur dann und wann steckt der geängstigte Vogel den Schnabel aus dem Wasser, um Luft zu schöpfen; aber der Verfolger ruht nicht. Mit unwiderstehlicher Gewalt, als schmetterte ein Stein herab, wirft er sich auf seine Beute und zulezt, im gierigen Griff sie erhaschend, fliegt er kreischend davon, um drüben auf einem Hügel sein blutiges Mahl zu halten.

Das sind Frühlingszenen. Aber bald hat das letzte Wintergeflügel den See verlassen; die Möven, die Reiher sind gekommen und mit ihnen der Sommer. Der See liegt im Schmuck seiner Ufer. Da sind die grünen Hügelhänge mit den weidenden Lämmern; da sind die hellen Birken, die Weiden, die Erlen, manche Eiche, und da ist vor allem auch das Rohr, das Rohr, das uns so geheimnisvoll fremdartig, fast tropisch anblickt. Weit hinein in den See stellt es seine schlanken, immer wellenschlagenden, immer flüsternden Schäfte, die Blätter so lang, scharf und fest, die Blüte in so prächtig braunen Büscheln nickend, und zwischen seinen Wurzeln schwimmt und schaukelt das Nest des Tauchers, spielt das rotäugige Wasserhuhn und die junge Fischbrut. Hinter diesem Hochwalde tritt das Schilf heran mit den sammetweichen schwarzen Kolben; die Wasserdolde hebt ihre rosigen Blütenschirme in die Luft; gelbe Lilien richten ihre Urnen auf, und das alles ist so frisch und massiv, so plastisch gestaltet, daß man ein Knabe sein möchte, begehrend und wa-

gend, die Hand nach dem Kranze der Naxade auszustrecken. Über das Schönste von allem sind doch die Seerosen mit den breiten, fetten Blattschilden, auf denen die üppige Blüte hier goldglänzend, dort schneeweiß sich wiegt. In gefährlicher Tiefe wurzelt die Blume, unbewegt auf der Fläche ruhend und weite Gruppen bildend, über die hinaus endlich der Wasserranunkulus seine weißen Sterne zu ganzen Blumeninseln häuft.

Senkrecht fällt jetzt der Sonnenstrahl auf den See, der wie schmelzendes Silber wallt. Jede Welle glitzert; aber das Auge erträgt nicht die Blendung und sucht den Schatten. Über der Flut flimmert heißer Dunst; sonst regt sich nichts. Kaum daß noch etwa ein Fisch aufspringt, oder eine Uferschwalbe über die Fläche streicht. Die Luft steht still; die Blätter hängen tot an Strauch und Baum; das Schilf läßt müde seine Schwerter funkeln; selbst die ewig bewegte Wolke der Möven ist nicht mehr sichtbar, und auch der Rohrsperling sitzt stumm im Weidengebüsch. Aber dem Frosch ist's wohl; den breiten Teller einer Nymphe hat er sich zur Ottomane erwählt; dort sitzt er und labt sein kaltes Herz am heißen Strahl.

Man sucht einen Erlenbusch und legt sich ans Ufer. Das Wasser ist da so durchsichtig und klar, die glatte Rieselstraße dehnt sich so sanft und weit hinein, die grünen Hage drunten schimmern so märchenhaft herauf, als ob uns selber

„die blaue Göttin
Lade in ihren unendlichen Schoß.“

Die Seele verfällt widerstandslos der magnetischen Gewalt des Elements und, selber eine Welle, löst sie sich in den großen dunkeln Urgrund des Lebens auf. Das Wasser schlägt leise glucksend, wie im Schlaf, ans Ufer und zieht weiche Linien in den Sand oder wirft Halme, Fasern, Schnecken aus, seine Spur zu bezeichnen. Bachstelzen und Krähen kommen, einen Wurm, eine gescheiterte Muschel zu fangen; ein durstiger Schmetterling setzt sich auf ein feuchtes Steinchen, und über ihm steht mit glasigen Flügeln die Libelle, nur je zuweilen hin und her zuckend. Man betrachtet verwundert dieses kleine Treiben, folgt hier dem zierlichen Vogelschritt,

dort den Urfahrten einer Pflanzlarve, die im Rohrtanoe das Ufer zu gewinnen sucht, oder den Mücken, die zwischen den Baumwipfeln wie an unsichtbaren Fäden schwebend,

„auf tausend Wegen auf und nieder kreuzend.“

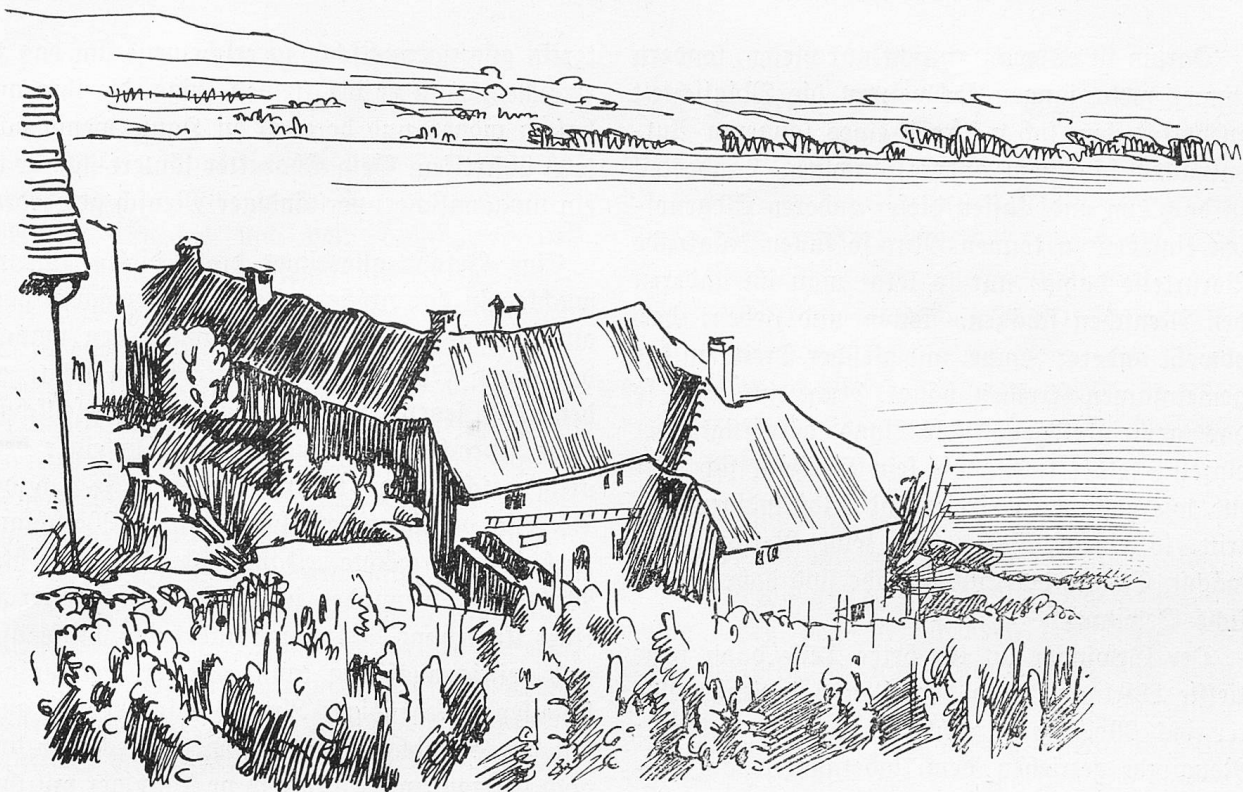
Inzwischen erwacht nach kurzer Ruhe die Wasserwelt. Ganze Herden von Fischen hüpfen auf der Oberfläche des Sees. Das ist ein Glibern und Plätschern, ein Haschen und Huschen ohne Ende. Jetzt jagt laut schnappend der große Barsch heran — er trachtet den Sorglosen nach; aber kaum naht er, und im Augenblick ist alles zerstoßen. Doch nicht lange, so sammeln sich neue Schwärme. Und nun sehe man das Hin- und Herschießen, das Auf- und Abtauchen, das wählige, wohlige Dahingleiten, dieses Fortrollen und dann wieder das plötzliche Stillstehen, das regungslose Versteinern dieser sonderbaren Tiergeschlechter! Nirgends zeigt sich ein arbeitendes Glied; jede Bewegung erscheint so mühelos, so zauberhaft leicht, als ob ein verborgener, elektrischer Druck die schlanken Leiber jetzt vorwärts schnelle, jetzt plötzlich bannet. Das kleine Volk macht Jagd auf Mücken, Fliegen und Wasser-spinnen; aber schon ist ein neuer Feind nahe und der gefährlichste von allen.

Unten im Blättergewirr des Grundes, graubepanzert, lauert mit tückischen Augen der Hecht. Er steht unbeweglich. Plötzlich hat er einen Unvorsichtigen erspäht, und in wildester Hast, pfeilschnell, stürzt er hervor. Ein Moment, und man sieht die langgestreckte, stiere, glohende Masse, den furchtbaren Rachen weit geöffnet, zwei, drei Fuß über die Wasserfläche hinauspringen und dann schwer und plump in ihr Element zurückfallen. Ein laut klatschender Wellenschlag erregt den Spiegel, während der Räuber, seinen Fang im Genick gefaßt, in die Tiefe stößt, wo er den Fraß langsam und ruckweise hinabdrängt.

Aber jetzt schwimmen weißumsäumte Wolken am Horizont herauf, und bald kommts düsterdrohend gezogen. Die Uferschwalben werden lebendig. Der Taucher läßt aus dem Schilf seinen melancholischen Ruf vernehmen; er verkündigt das Gewitter. Schon erfolgen auch einzelne Windstöße. Dann tritt abermals Stille ein, und

der See glättet sich von neuem. Aber die Fläche ist jetzt tief dunkel. Den ganzen Himmel haben Wetter verhüllt; finstere Wolkentürme, riesige Gebirge mit zackigen Schneehäuptern steigen herauf und zeichnen ihre gewaltigen, immer kühner sich gestaltenden Reflexe in den See, bis die Sonne ganz versinkt. Nur auf der Klosterruine glüht ein letzter tiefer Strahl. Da weht ein hohles Rauschen durch die Luft; ein dumpfrollender Donner intoniert das große Drama. Und sausend springt der Wind auf; er wächst zum Sturm, zum Orkan und peitscht die Wellen, daß sie hoch aufspringen, und der Schaum in weißen langen Flocken umherspricht. Blitz um Blitz zischt in den schwarzen, tobenden Schlund, als wollten sie ihn voneinander reißen; jede Welle brennt, und während Himmel und Wasser in einer Lohe aufschlagen, stürzt krachend der Donner die Wolkenberge hinunter, um nun in unaufhörlich wogendem, alles verschlingendem Geroll über die zitternde Erde zu fahren.

Und die Blitze versprühen, der Donner verhallt, und nun rauscht's unendlich ergossen. Eine einzige Wassersäule spinnt sich in Milliarden kristallener Fäden vom Himmel zur Erde und schüttet einen neuen See herab. Stunden vergehen. Endlich erschöpft sich die segnende Fülle, und der graue Schleier, der alles mit Nacht bedeckte, lichtet sich mehr und mehr. Klingend rieseln die letzten Tropfen herab; die Bäume ragen so ruhig und vollgesogen in die kühle, stille Luft; der See liegt wieder so klar, manchmal nur noch hin und her schwankend, und doch arbeitet alles wieder der Abendröte entgegen. Welche unendliche Ruhe ringsum, und dabei welche seelenzerschmelzende Sehnsucht! Die sinkende Sonne kleidet das Firmament in immer schönere Gewänder; zuletzt glüht der See wie eine himmlische Apotheose im herrlichsten Purpur, und darüberhin haucht violenduftig der Abend. Wo ist nun der eigentliche Himmel? Dort oben oder hier unten? Röhne gleiten über die Fläche; Reiher kommen langsamstolzen Flügelschlags gezogen; aber hoch in den Wolken wirbelt noch eine Lerche, und hier vom Dorfurm und dort vom Kloster hallen die Abendglocken, und herüber und hinüber in langen, schwellenden Akkorden fluten die Klänge zusammen zu einem feiernden Chor. Da treten leise



Am Bielersee

die Sterne aus dem Gedämmer; Mars, der glühende, kommt und Jupiter in herrlich ruhigem Strahl, bis endlich über den Föhren der Vollmond heraufsteigt und sein Licht über die geheim-

nisvolle Ebene ergießt. Tausend Funken webt er ins Spiel der Wellen, und über Wasser und Land hinaus baut sich die goldene Säule, auf der er selbst wie eine Welt der Unsterblichkeit schwebt.

Hermann Masins.

Das Welschlandjahr

Kulturelle Auswirkungen des Jugendaustausches

Von J. Buchmann.

„Wer nur sein eigenes Land kennt, kennt auch dieses nicht eigentlich“, sagte der Deutsche Lichtenberg, und von England herüber tönt es bei Kipling ganz ähnlich. Wenn schon bei diesen Völkern, die innerhalb ihrer Staatsgrenzen nur eine Sprache kennen, solche Erkenntnisse zutage treten, mit wieviel mehr Recht muß da der Schweizer, der drei oder vier offizielle Sprachen anerkennt, sich sagen, daß ein Zürcher oder ein Genfer recht wenig von seinem größeren Vaterlande weiß, wenn er nur Zürich oder Genf kennt. Diese Unkenntnis der anderssprachigen Eidgenossen müßte dem Bund der Kantone zu Schaden gereichen, wenn sie beträchtlichen Umfang annähme. Es war ein Glücksfall für unser Land, daß die Armee

während des abgelaufenen Krieges einem General unterstand, der zu jedem seiner Soldaten nicht nur in dessen Sprache, sondern auch in der ihm gemäßen Art zu reden wußte. So wob sich ein starkes seelisches Band um den General und seine Armee.

Ein solches Band brauchen wir nicht nur in Kriegszeiten, auch im Frieden muß es dazu beitragen, Reibungen zu verringern, die immer sich einstellen, wo Menschen zusammenleben. Ohne diesen Kitt wackelt das Land in seinen Fugen und zerfällt in sprachliche Regionen, die sich den Rücken zuehren; mit ihm aber bildet es eine Einheit, bereichert durch die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Kulturen.